



Chans

Leitkultur Eine Kolumne von Alexander Osang

Vor ein paar Tagen bin ich mit einem kleinen, roten Škoda an der kroatischen Küste entlanggefahren und habe Radio Šibenik gehört. Sie spielten U2, Blondie und Yazoo: „Only you“. Ich habe mir in den Achtzigerjahren in Budapest mal eine Yazoo-Platte gekauft. Sie hieß „Upstairs at Eric’s“, und ich habe sie zusammen mit einer Platte der Band Rainbow und einem Live-Doppelalbum von Supertramp zurück in die DDR geschleppt wie einen Goldschatz. Im Osten waren Schallplatten mit Westbands Mangelware. Ich kaufte reflexartig, wenn ich eine sah. Nur deshalb befand sich einst eine Platte von Drupi in meinem Besitz und auch die Platte „Der Kaffee ist fertig“ eines österreichischen Schlagersängers, dessen Name mir entfallen ist. Ich habe die Leningrader Pressung eines Jethro-Tull-Albums von 1988. Mein Musikgeschmack hätte jedem Kriminalkommissar, der mich tot in meinem Kinderzimmer gefunden hätte, Rätsel aufgegeben.

Ein Junge, der Alison Moyet, die Gruppe Kreis und Ritchie Blackmore mag, Genossen.

Kurz nachdem der Remix „Baby You Can Drive My Car“, den ich zuletzt auf dem Kofferradio meiner Eltern gehört hatte, verklungen war, brachte Radio Šibenik Nachrichten. Die Nachrichten waren sehr beruhigend, weil ich nichts verstand. Bis der kroatische Sprecher den Namen Hans-Dietrich Genscher auf sagte. Er sagte Chans-Dietrich.

Er ist tot, dachte ich. Er muss gestorben sein. Es war ja kein Mauerfalljubiläum, und ich hörte nicht Radio Brocken, sondern den Sender Šibenik. Der Tod war die letzte Meldung, die Genscher an der Adria noch hergab. Ich mochte Genscher nicht besonders. Es lag sicher an der Ideologie in meinem Kopf und am anhaltischen Dialekt, der mit Abstand fürchterlichsten deutschen Mundart, die es gibt. Außerdem traue ich keinem Mann, der einen gelben Westover trägt, weil man es von ihm erwartet. Erich Böhme hat mir nach dem Erscheinen der ziegelsteindicken Genscher-Erinnerungen gesagt, was drinsteht: „Gangway hoch, Gangway runter. Sonst nix.“

Die einzige Genscher-Geschichte, die mich wirklich bewegte, schrieb mein Kollege Christoph Dieckmann vor drei Jahren für die „Zeit“. Es ging darum, wie die Stadt Halle Genscher als ihren großen Sohn feiert, Margot Honecker allerdings, die ebenfalls in Halle groß geworden war, nicht als Tochter erträgt. Es ging darum, wie wir Deutschen uns unsere Geschichte zusammenbasteln. Dieckmann erzählte vom Umfeld, aus dem

die beiden halleschen Kinder in die Welt aufbrachen. Margot Honeckers Vater war Kommunist, der im Konzentrationslager saß, Genscher war Mitglied der NSDAP. Wie es mit den beiden weiterging, ist bekannt. Der Text war eine der wachsten Meditationen über jüngere deutsche Geschichte, die ich gelesen habe. Leider schaffte er es nur in die Ausgabe der „Zeit“ für den Osten, die die meisten von Ihnen gar nicht kennen werden. Dass die „Zeit“ eine Ostausgabe unterhält, ist so, als zöge sich die Zeitung gelegentlich einen gelben Pullunder über, um in den Ostgebieten nicht erkannt zu werden.

Für die vergangene Ausgabe der „Zeit“ kam Genschers Tod zu spät. Dafür gab es im „Zeit Magazin“ einen Text über einen anderen ostdeutschen Mann. Er lebt noch. Er heißt Stefan Schwarz und ist Comedywriter. In seiner Jugend war er bei der Staatssicherheit. Das kam kurz nach dem Mauerfall heraus, als die „taz“, bei der Schwarz inzwischen arbeitete, eine Liste mit ehemaligen Stasimitarbeitern veröffentlichte. Er gab damals ein Interview, in dem er seine Motive schilderte. Er fiel nicht auf die Knie. Er erklärte. Dann verschwand er. Er wurde, das erfährt man aus dem Porträt, bis zum Schluss denunziert, gemieden, beschimpft. Schwarz hat inzwischen einen Platz im Leben gefunden. Eine Nische. Er schreibt lustige Alltagsgeschichten für die Zeitschrift „Das Magazin“, so lustig, dass er mehrere Bücher damit gefüllt hat. Er hat eine solide Fanbase.

Ich habe einmal gemeinsam mit ihm in einem riesigen Saal in Leipzig gelesen. Es war nicht einfach. Die meisten Leute warteten auf ihn. Ich kam mir vor wie die Vorband. Zuletzt hat er eine Fernsehserie für die ARD geschrieben.

Das war offenbar der Grund, warum sich ihm die „Zeit“ zugewandt hat. Und zwar nicht verschämt im gelben Pullunder, sondern in der gesamtdeutschen Ausgabe. Es werden die ganz großen Fragen gestellt. Darf Schwarz das? Komisch sein? Witze machen über Dinge, die ihn betreffen? Dazu gibt es schwarz-weiße Fotos, die an die Phantombilder des ostdeutschen Chefagenten Markus Wolf erinnern. Schwarz fällt, das ist das Angenehmste an dem Text, immer noch nicht in den Staub. Er erklärt. Unterbrochen von moralischen Ermahnungen des Autors. Der Text liest sich über weite Strecken, als würde

Schwarz von einem Zeugen Jehovas befragt. Er hört mit dem Urteil auf: „Klar dürfen wir über seine Witze lachen. Aber danach müssen wir ihn mit Fragen löchern.“

Manchmal habe ich den Eindruck, den Ostdeutschen soll der Teufel ausgetrieben werden. Exorzisten haben jede Menge Probleme. Eines davon ist Angst. Es sind gut 26 Jahre vergangen. Stefan Schwarz ist weder Außenminister der Bundesrepublik Deutschland noch ehemaliges NSDAP-Mitglied.

Dann waren die Nachrichten vorbei, Radio Šibenik spielte „Black Magic Woman“ von Carlos Santana. Von Santana stammte die erste Lizenzplatte des ostdeutschen Labels Amiga, die ich besaß. Für den Fall, dass man sie irgendwann in meinem Nachlass findet: Ich habe sie gekauft, weil ich bereits eine halbe Stunde nach ihr angestanden hatte. Ich finde Carlos Santana langweilig. Ich war 15 damals und wusste es nicht besser.



Russisches Plattencover der Rockband Jethro Tull von 1988

ALEXANDER OSANG / DER SPIEGEL